

Bakunin fürchtet, Zahnschmerzen zu bekommen

Autor(en): **Sommerhalder, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Dissonanz = Dissonance**

Band (Jahr): - **(2016)**

Heft 136

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-927527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bakunin fürchtet, Zahnschmerzen zu bekommen

Ein Berner Komponist war Weggefährte und «musikalischer Seelsorger» des russischen Denkers und Revolutionärs. Eine eigentlich unmögliche Freundschaft.

Max Sommerhalder

In der Geschichte des Anarchismus ist der Berner Musikdirektor Adolf Reichel (1816–1896) ein alter Bekannter, als treuester Freund des Revolutionärs Michail Bakunin (1814–1876). Doch wie seine Musik klingt, weiss man erst seit kurzem wieder: Eine Sinfonie ist im Internet zu hören, und eben noch rechtzeitig vor seinem 200. Geburtstag am 30. August 2016 ist sein Nachlass von über 600 Werken wieder aufgetaucht. Die Musikbibliothek der Hochschule der Künste Bern hat ihn übernommen. Enttäuscht wird, wer revolutionäre Klänge erwartet, angenehm überrascht, wer Uninteressantes befürchtet.

1966 hat die Berner Geigerin Suzanne Reichel ihre Koffer gepackt. Sie findet die Schweizer «ein komisches Volk»¹, sich selber in Bern vollkommen fehl am Platz und wandert jetzt nach Spanien aus. Nur, da steht noch ER, der grosse gelbe Koffer mit den Kompositionen des Urgrossvaters. Suzanne hat ihren Teil geleistet, die Lebenserinnerungen des Vorfahren auszugswise mit der Maschine abgetippt und das Original einem Archiv in Amsterdam übergeben, Aufführungen seiner Sinfonien in Lausanne und Hannover und eine Sendung bei Radio Bern angeregt. Doch jetzt, nach Mallorca, kann das Möbel nicht mehr mit. Ein Cousin wird eilig angerufen; seine Gattin holt die Kiste aus der verlassenen Wohnung. Der Vetter führt zwei Sinfonien auf, dann wird er selber alt und übergibt die Sachen einer Bekannten, die sie inventarisieren soll. Doch irgendwann mal hat er das alles vergessen. 2012 findet seine Tochter einen Zettel mit einem Wort drauf, das auch ein Name sein könnte. Zeugen werden gesucht, die Fährtre wird aufgenommen, und nach beinahe 50 Jahren ist der Nachlass des Berner Komponisten Adolf Reichel wieder da. Zu spät, denn inzwischen ist Reichel, der immerhin einst im Leipziger Gewandhaus und in der Pariser Salle Pleyel Klavierabende gab, von Breitkopf & Härtel, Peters und S. Richault verlegt wurde und 17 Jahre lang die musikalischen Geschicke der Schweizer Hauptstadt lenkte, all den Arbeitsgruppen, Stiftungen, Nachschlagewerken und Tonträgerreihen durch die Maschen gegangen, welche in

den letzten Jahrzehnten die Musikwelt nach Schweizerischem abgesucht haben. Adolf Reichel ist nicht nur vergessen, er existiert eigentlich gar nicht mehr, bis im Jahre 2015 die Hochschule der Künste Bern seinen Nachlass übernimmt und jemand eine Aufnahme seiner 2. Sinfonie in die Internetplattform *YouTube* stellt.

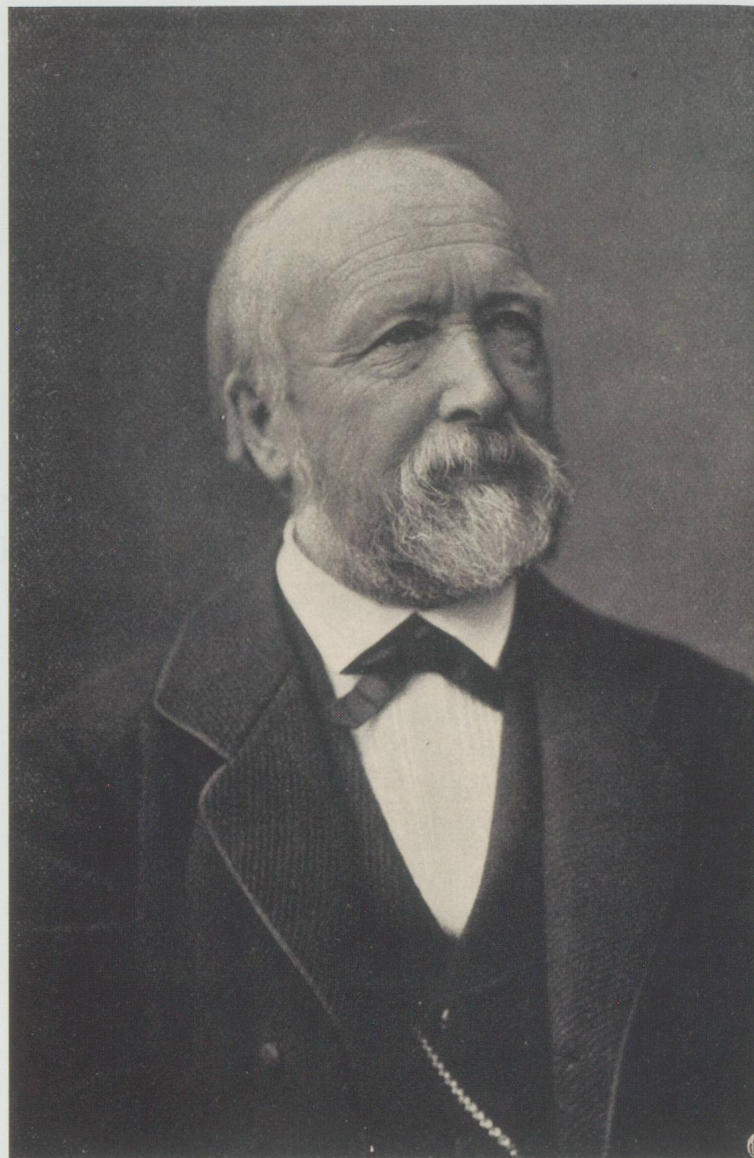
ANARCHIX UND KONSERVIX

Rückblende in das Jahr 1842: Drei junge russische Adlige, der Dichter Iwan Turgenjew, der desertierte Artillerieoffizier Michail Bakunin und sein Bruder Pawel sind nach Deutschland gekommen, um Hegels Philosophie zu studieren. Als es sie in Dresden nach Musik verlangt, schickt man sie zu dem 26-jährigen Adolf Reichel. Der spielt ihnen Beethoven vor, ihren und auch seinen Lieblingskomponisten. Bakunin hat seinen Hegel schon gut assimiliert und prägt bereits in jenem Jahr, am Beginn seiner Laufbahn als anarchistischer Revolutionär, seinen berühmten dialektischen Satz, wonach «die Lust an der Zerstörung zugleich eine schöpferische Lust» sei.² Auch der Musiker Reichel ist Sohn eines Grossgrundbesitzers, auch er, Pianist und Komponist, steht am Anfang seiner Laufbahn. Mit Zerstörung hat er aber nichts im Sinn, im Gegenteil, er hätte die Musik am liebsten auf dem Stand von Beethoven oder

vielleicht Mendelssohn konserviert. Die Uraufführung von Wagners *Rienzi* 1842 in Dresden hat er jedenfalls fluchtartig verlassen.^{3,4} In jener Welt, die Bakunin zerstören will, bewegt er sich dagegen wie der Fisch im Wasser: elegant gleitet er von einem Adelshaus zum nächsten, sobald es opportun ist. Seine erste Anstellung hat er am Hof von Sachsen-Meiningen als Musiklehrer des nachmaligen Herzogs Georg II. gefunden, unter welchem die Meininger Hofkapelle später zum deutschen Spitzenorchester und zur Wirkungsstätte von Brahms, Strauss und Reger aufsteigen wird. Studiert hat Reichel bei Mendelssohns Klavierlehrer Ludwig Berger und bei dem erkonservativen Barockmusikexperten Siegfried Dehn (der auch Glinka und Tschaikowskis Lehrer Anton Rubinstein in Komposition unterrichtete). Aus Reichels Dresdner Beethoven-Abend für Bakunin erwächst eine lebenslange, geradezu symbiotische Freundschaft. Reichel wird quasi zum Hofmusiker des Anarchistenfürsten. Dessen Bedürfnis nach Musik ist in der Tat tief. Richard Wagner berichtet, wie Bakunin 1849 in Dresden sein Versteck verliess und Kopf und Kragen riskierte, um eine Probe von Beethovens 9. Sinfonie zu hören. Später, aus der Festungshaft in Königstein, erkundigt Bakunin sich bei Reichel wiederholt nach dessen Kompositionen und nach dem Stand einer Sinfonie, die dieser ihm versprochen hat. Dann schreibt er:

«Um Gottes willen lasse Deine musikalische Ader nicht versiegen; unter allen Künsten hat die Musik allein jetzt das Bürgerrecht in der Welt. [...] – Die Musik allein hat einen Platz in der gegenwärtigen Welt, gerade weil sie nichts Bestimmtes zu sagen den Anspruch hat, und nur die allgemeine Stimmung, die grosse schmerzliche Sehnsucht ausspricht welche in der Gegenwart herrscht, und deshalb muss sie auch eine große tragische Kunst sein. [...] Ich wundere mich gar nicht, dass Du dich auf die religiöse Musik geworfen hast. – Du kennst meine Vorliebe zu dieser Art.»⁵

Reichel seinerseits ist nach eigenen Worten von Bakunin «ganz ungewöhnlichem Geist», seinen «ebenso ungewöhnlichen Charaktereigenschaften» und «seiner glänzenden Rednergabe» fasziniert.⁶ Damit ist er nicht allein. Bakunin «hatte eine merkwürdige Macht über die Menschen, die ihm nahe kamen», schreibt sein Berner Freund Gustav Vogt.⁷ Reichel beschliesst, «sein Geschick mit demjenigen Bakunins zu verbinden», nachdem «seine Beziehungen» zu diesem «einen immer innigeren Charakter angenommen» haben,⁸ derweil Bakunin ihm schreibt: «[...] ich liebe Sie [...] von dem tiefsten und innerlichsten Grunde meiner Seele aus», und «[...] unsere Freundschaft gehört zu denen, welche durch Zeit und Verhältnisse weder vermindert noch vergrößert werden können, und die keiner Probe bedürfen.»⁹ Ein Lebensbund also. Für die «Innigkeit» der Beziehung spricht, dass sie vielen Streitereien und sogar längerem rivalisierendem Liebeswerben um dieselbe (verheiratete) Frau standhielt und dass Bakunins Befindlichkeit Reichel jeweils besondere Tagebucheinträge wert waren, so am 13. Februar 1844: «Bakunin fürchtet, Zahnschmerzen zu bekommen.»



Ab 1867 Musikdirektor der Musikgesellschaft Bern: Adolf Reichel. Foto: Emil Vollenweider, aus: Hans Bloesch, *Die bernische Musikgesellschaft 1815–1915*, Bern: Gustav Grunau 1915

Die Freundschaft hatte auch eine materielle Seite. Bakunin war mittellos; seit seiner Flucht aus Russland lebte er von *crowd funding* durch seine Freunde. Während seiner langen Haft besorgte ihm Reichel nicht nur zusätzliche Essensrationen, Mathematiklehrbücher und Zigarren. Aus der Festung Königstein schrieb ihm Bakunin: «Jetzt komm' ich aber mit einer viel ernsteren Bitte zu Dir: Geld, Geld, mein Lieber. [...] Wo und wie Du Geld finden wirst, ist Deine Sache, aber Geld musst Du finden.»¹⁰ Der Tonfall legt nahe, dass derlei imperative Schnorrerei Reichel nicht schockieren konnte – er war sie gewohnt.

Vergeblich sucht man, zwischen Goethe und Schiller und Laurel und Hardy, nach Parallelen für das absonderliche Freundespaar, das da durch Europa zog: ein zierlicher, wohl-

erzogener deutscher Musiker und ein hühnerhafter, kompromissloser russischer Haudegen. Marx und Engels sind genannt worden, doch Reichel war nie bekennender Kommunist. Don Quixote und Sancho Pansa? Nur, bei unserem Paar war der Dicke idealistischer als der Dünne. Vom Habitus her passen Asterix und Obelix, doch in unserem Fall war der Dicke alles andere als einfältig. Nichts zu machen; unsere zwei sind einmalig. Nennen wir sie provisorisch «Anarchix und Konservix». Und wie hatte es Reichel, Spross eines westpreussischen Feudalherren, denn mit der Revolution? Er selber druckste gerne herum, doch seine Gattin Maria Ern formulierte es ganz nüchtern: «Reichel sympathisait avec toutes les manifestations de la liberté de la pensée, mais il était trop exclusivement musicien dans l'âme pour prendre une part active au mouvement révolutionnaire.»¹¹ Immerhin, das Ehepaar Reichel unterstützt den Auführer und Staatsfeind nach Kräften finanziell, moralisch, logistisch, nachrichtendienstlich und sogar operativ.

DURCH DAS ROMANTISCHE UND REVOLUTIONÄRE EUROPA

Aus Dresden muss Bakunin nach Zürich fliehen, Reichel geht nach Wien, in Genf treffen sie sich wieder, unternehmen ausgedehnte Wanderungen in den Alpen, verlieben sich in dieselbe Frau. In Bern besuchen sie die Familie Vogt, politische Flüchtlinge aus Giessen, deren Söhne Adolf, Carl, Gustav und Emil ihre lebenslangen Freunde werden. Doch dann ereilt sie der berühmte Bluntschli-Bericht über *Die Kommunisten in der Schweiz*, in dem auch Bakunin vorkommt, was den russischen Gesandten auf den Plan ruft. Er will Bakunin den Pass entziehen, doch der flieht mit Reichel nach Brüssel, von da nach Paris, dem Mekka der Revolution. Aus dem ursprünglich geplanten Aufenthalt von drei Wochen wird für Reichel einer von dreizehn Jahren. In Paris arbeitet er als Klavierlehrer und komponiert. Er freundet sich mit Chopin an, der ihn tief beeindruckt und den er oft besucht. Er lernt ein ganzes *who-is-who* europäischer Radikaler und Auführer kennen: Georg Herwegh, Heinrich Heine (die er beide auch vertont), Wassilij Botkin, Arnold Ruge, Hermann Müller-Strübing, Carl Gotthelf Todt, George Sand, Pierre-Joseph Proudhon, Étienne Arago, Alexander Herzen und Karl Marx. Er unterhält eine «konspirative Wohnung», in der die Oppositionellen ein- und ausgehen und Nächte durchdiskutieren und wo natürlich auch die Polizei aufkreuzt. Gleichzeitig frequentiert er weiterhin Grafen und Gräfinnen, Barone, Vicomtes und deutsche Diplomaten und sieht seinen Schüler, den Erbprinzen von Meiningen, wieder. Er heiratet Henriette Friedrichs («Jetta»), die geschiedene Frau des Porträtmalers Hubert Meyer. Der Pulverdampf der Pariser Februar- und der Junirevolution 1848 steigt ihm in die Nase. Bakunin reist nach Polen ab, seinem Unglück entgegen. Zur Taufe des kleinen Moritz Reichel erscheint Napoleon III.; eine von Reichel komponierte Messe erklingt. 1849 erliegt Jetta der Cholera; Reichel heiratet im folgenden Jahr ihre Pflegerin, die Russin Marija Kasparowna Ern («Mascha»), Freundin und Hauslehrerin der Familie Herzen.

BERNER KON- UND DISSONANZEN

Nach dreizehnjähriger Gefangenschaft und der Flucht aus Sibirien meldete sich Bakunin 1861 aus London bei Reichel zurück, der seit 1857 in Dresden Theorie- und Gesangslehrer am Konservatorium und Leiter der «Dreyßigschen Singakademie» war. Im Frühjahr 1867 wurde er von der Musikgesellschaft Bern als Musikdirektor in die Schweizer Bundeshauptstadt berufen, wo er sich «auf wahrhaft heimatlichem Boden fühlte».¹² Eilig erwarb er 1869 im Emmental das Schweizer Bürgerrecht. Sein Amt in Bern beinhaltete die Leitung des heutigen Berner Symphonieorchesters, des Cäcilienvereins und der Musikschule (später Konservatorium), wo er die Fächer Sologesang und Musiktheorie unterrichtete. Die ersteren beiden Verpflichtungen gab er 1884 auf, als ihn zum zweiten Mal ein Schlaganfall traf, die letztere 1888. In Bern erfreute sich Reichel wegen seines «unaufhörlichen Versprühens geistiger Kraft», seiner «originellen Jovialität», seines «quecksilbernen Temperaments» und «liebenswürdigen Humors»¹³ zwar allgemeiner Beliebtheit. Andererseits geriet er wegen seiner konservativen Programmgestaltung unter Beschuss. Prominentester Schütze war der Schriftsteller Johann Viktor Widmann, ein guter Freund von Johannes Brahms, den der Dirigent Reichel ebenso links liegen liess wie Wagner und die gesamte damalige Moderne. Hinter dieser hinkten seine eigenen Werke 40 bis 50 Jahre her. Heute hiesse das, dass einer im Stil etwa von Luigi Nono komponierte, was ihm wohl niemand ankreiden würde. Doch damals lief die Musikgeschichte schneller und vertikaler ab, und die Berner wollten mit der Zeit gehen. Der junge Paul Klee spielte zwei Trios von Reichel und brachte die Einwände auf den Punkt: «Sie sind fein erfunden und gemacht, aber unoriginal, bei Mozart beginnend und bei Mendelssohn oder Schumann endend».¹⁴ Ricarda Huch drückte es ähnlich aus:

«Er war kein originelles, bahnbrechendes Genie, aber er hatte ein unbestechliches Gefühl für das Schöne und Grosse und war eine harmonische, sicher in sich ruhende Natur. Seine [...] Tüchtigkeit als Künstler wie als Mensch verlieh der Neigung das solide Fundament.»¹⁵

Reichels künstlerische Leistungsfähigkeit wird also nicht bestritten, und anachronistische oder regressive Neigungen hat es bekanntlich auch bei grossen Meistern gegeben. Sein Handwerk muss Reichel leicht gefallen sein: Fehler oder Korrekturen kommen in seinen Manuskripten so gut wie nicht vor, auch nicht in den vielen, die offensichtlich keine Reinschriften sind, weil sie unvollendet abbrechen. Seiner Zweiten Sinfonie von 1869, von der Radio-Philharmonie Hannover des NDR unter Niklaus Aeschbacher auf *YouTube* zu hören, kann man nicht einmal mangelnde Originalität vorwerfen. Die Themen der raschen Sätze sind beinahe provozierend schroff, banal, lapidar, was ihre Verarbeitung zur Herausforderung macht, und unsäglich, was bei einem ausgesprochenen Vokalkomponisten wie Reichel erstaunt. Witzig, wie im 1. Satz die Exposition mit einer absteigenden chromatischen Tonleiter im Rhythmus des Hauptthemas endet und wie dieser ganz

unmotivierte Einfall dann auch gleich als erstes Motiv durchgeführt wird. Das Finale beginnt rezitativisch, mit einem beinahe expressionistischen Aufschrei, den man eher von einem verzweifelten Tschaiowski erwarten würde als von «Papa Reichel», wie ihn die Berner nannten. Wie erfrischend wäre es, dieses Werk einmal an Stelle irgend einer Abonnementssinfonie im Konzert zu hören.

Im Alter scheint Reichel seine Konservativität bereut zu haben. Was er selber nie angedeutet hat, ist zumindest als Hypothese zulässig: dass die zeitweise ständige Inanspruchnahme durch Bakunin Reichel in seiner künstlerischen Entwicklung behinderte. Übrigens scheint auch des Revolutionärs Musikgeschmack erstaunlich konservativ gewesen zu sein. Er «behauptet, dass die reflectirte Vorliebe zu Dissonanzen und Neusonanzen gerade der Fluch der modernen Beethoven Schule ist» und sagt über Reichels Schüler Jurij Golizyn: «Er fürchtet zu sehr die Gemeinplätze und sucht zu sehr ausserordentliche Tönecombinationen».¹⁶ Als ihm Richard Wagner, sein Mitstreiter im Dresdner Maiaufstand 1849, am Klavier aus seinem *Fliegenden Holländer* vorspielte, soll Bakunin das zwar «ungeheuer schön»¹⁷ gefunden haben, doch weiter scheint er sich für Wagners Schaffen nicht interessiert zu haben. Kurz vor seinem Tod soll er sich noch negativ über Wagners Musik und Charakter geäußert haben. Die Frage ist nun, ob dies Reichels Einfluss zuzuschreiben war, oder ob, umgekehrt, Reichel «klassisch» blieb, um Bakunin nicht zu missfallen. Vielleicht beides.

1873 unternahm Reichel den rührenden Versuch, doch noch ein romantisch-heroisches Orchesterwerk zu schreiben, mit einem brav periodischen Ohrwurm-Thema. Er betitelte es nach einem mittelalterlichen Märtyrer des Urkommunismus: *Arnold von Brescia. Ouvertüre zu einem Volksdrama*. Es wurde sein meistgespieltes Werk in Bern. Bakunin wirkte damals in Italien. 1876 kam er zum Sterben nach Bern. Von den Reichels wollte er noch ein Trio hören, und zu ihnen sprach er seinen berühmten, wahrhaft prophetischen Satz der Resignation:

«Die Völker aller Nationen haben heute den revolutionären Instinkt verloren. Sie sind zu sehr mit ihrer Lage zufrieden, und die Furcht, auch noch das zu verlieren, was sie haben, macht sie harmlos und träge.»¹⁸

Adolf Reichel überlebte den Freund um 20 Jahre. Der bedeutendste aller Schweizer Komponisten mag er nicht gewesen sein, aber ein guter und wahrscheinlich derjenige mit der interessantesten Biographie. Seine Lebenserinnerungen, 150 eng beschriebene Seiten, waren eine wichtige Quelle für Ricarda Huchs Bakunin-Biographie und gehören dringend veröffentlicht. Sie beginnen mit einer wohlbehüteten Jugend auf einem Landgut im damaligen Westpreussen, erstem Musikunterricht in Elbing und Religionsunterricht bei Schleiermacher und lesen sich flüssig und spannend wie ein Bildungsroman aus dem Europa der Romantik und der grossen gesellschaftlichen Umwälzungen.

Von Adolf und Maria Reichel stammt eine Musikerdynastie ab, die bisher sechs Generationen umfasst. Dazu gehören, unter vielen anderen, Alexander Reichel (1853–1921, Cellist, Komponist, Bundesrichter und Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz), Max Reichel alias Henri Ern (1863–1930, Violinvirtuose und Professor in den USA), Anton Reichel (1892–1984, Konzertmeister der Meininger Hofkapelle und der Münchner Philharmoniker), Helmuth Reichel (*1925, Organist und Kantor in Zürich), Helene Reichel alias Helen Vita (1928–2001, Sängerin, Schauspielerin, Kabarettistin), Giuliano Sommerhalder (*1985, Trompeter in Rotterdam). Zu Adolf Reichels Schülern zählen August Klughardt, Carl Witting, Margarethe Stern und Alexander Tanejew.

Der Verfasser dankt Jannis Mallouchos (Wien) für viele Literaturhinweise und scharfsinnige Anregungen.

1 Jaap Kloosterman, *Phantome. Aus den Papieren Adolf Reichels*, in: *Kein Nachruf! Beiträge über und für Götz Langkau*, hrsg. von Ursula Balzer, Heiner M. Becker und Jaap Kloosterman, Amsterdam: Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis 2003, S. 65.
 2 Jules Elysard [= Michail Bakunin], *Die Reaction in Deutschland. Ein Fragment von einem Franzosen*, in: *Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst*, Nr. 247–251, Leipzig: Otto Wigand 1842. Zitiert nach: Michel Mervaud, *Lettres de Bakunin à Adolf Reichel et à Adolf Vogt*, in: *Revue des études slaves* 56/4 (1984), S. 544.
 3 Jaap Kloosterman, *Phantome*, S. 66 (vgl. Anm. 1).
 4 Adolf Reichel, *Lebenserinnerungen von Adolf Reichel*, Bern 1892. Gekürzte Ausgabe von Susanne Maria Reichel, Typoskript, Palma de Mallorca 1981, in: *Adolf Reichel Papers*, Amsterdam: Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, S. 21.
 5 Michail Bakunin, Brief an Adolf Reichel vom 9.12.1849, in: Michel Mervaud, *Lettres*, S. 521 (vgl. Anm. 2).
 6 Adolf Reichel/Susanne Reichel, *Lebenserinnerungen*, S. 25–26 (vgl. Anm. 4).
 7 Zitiert nach: J. Langhard, *Die anarchistische Bewegung in der Schweiz von ihren Anfängen bis zur Gegenwart und die internationalen Führer*, Bern: Stämpfli & Cie 1909, S. 23.

8 Adolf Reichel/Susanne Reichel, *Lebenserinnerungen*, S.37 (vgl. Anm. 4).
 9 Michail Bakunin, Brief an Adolf Reichel vom 15.10.1849. Zitiert nach: Ricarda Huch, *Michael Bakunin und die Anarchie*, Leipzig: Insel Verlag 1923, Nachdruck Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, S. 102.
 10 Michail Bakunin, Brief an Adolf Reichel vom 9.12.1849, in: Michel Mervaud, *Lettres*, S. 519–520 (vgl. Anm. 2).
 11 Marija Kasparowna Reichel, *Mémoires de Marie Ern née à Tobolsk 1823 à Lausanne 1916*, Typoskript, Lausanne o.J., Privatbesitz.
 12 Adolf Reichel/Susanne Reichel, *Lebenserinnerungen*, S. 70 (vgl. Anm. 4).
 13 Alfred Beetschen, *Adolf Reichel. Ein Erinnerungsblatt*, in: *Schweizer Rundschau* 6, 1896, I, S. 210.
 14 Paul Klee, Brief vom 3.1.1904, in: *Briefe an die Familie 1893–1940*, Band 1, Köln: Dumont 1979, S. 388.
 15 Ricarda Huch, *Michael Bakunin*, S. 57 (vgl. Anm. 9).
 16 Michail Bakunin, Brief an Adolf Reichel vom 15.2.1862, in: Michel Mervaud, *Lettres*, S. 534 (vgl. Anm. 2).
 17 Richard Wagner, *Mein Leben*. Erster Band, München: F. Bruckmann 1911, S. 459.
 18 Adolf Reichel, Brief an Carlo Gambuzzi vom 6./7.7.1849. Zitiert nach: Arthur Lehning, *Unterhaltungen mit Bakunin*, Nördlingen: Greno 1987, S. 349.